

Sprachnationalismus und die „Logik“ ethnosprachlicher Konflikte*

Dariusz Lapinski/Peter Rosenberg (Frankfurt/Oder)

Inhalt:

- 1 Einleitung
- 2 Die „Logik“ ethnischer Konflikte
 - 2.1 Methodologischer Individualismus
 - 2.2 Logik der Situation
 - 2.3 Die Entstehung ethnischer Konflikte
- 3 Sprache als spezifisches ethnisches Kapital
 - 3.1 Sprache als Merkmal der Grenzziehung
 - 3.2 Subjektiv empfundene gemeinsame Herkunft und Sprachgeschichte
 - 3.3 Ressourcen ethnischer Gemeinschaft in Form spezifischen moralischen, kulturellen, sozialen und politischen Kapitals.
 - 3.4 Sprachnationalismus

Abstract:

Ethnische Säuberungen und ethnosprachliche Konflikte haben die Welt am Ende des 20. Jahrhunderts in Atem gehalten, und es ist wenig wahrscheinlich, dass dies im beginnenden 21. Jahrhunderts anders werden wird. Besonders betroffen von Ethnisierung und nationalem Zerfall waren und sind der Balkan und die ehemalige Sowjetunion, vor allem die ehemaligen Vielvölkerstaaten. Jedoch ist auch Westeuropa keineswegs frei von ethnosprachlichen Konflikten (etwa Spanien, Belgien). Abseits des weltpolitischen Interesses rufen ethnische und religiöse Konfliktherde in vielen Länder der Dritten Welt ungleich blutigere Kämpfe hervor und berühren nicht selten das Dauerproblem des „nation building“.

In ethnischen Konflikten dauert es meist nicht lange, bis Sprache (und Schule) zum Gegenstand des Konflikts werden: zum Streitobjekt im Ringen um die zentrale Definitionshoheit, wessen Sprache zur „legitimen“ Sprache erklärt wird, wessen ethnokulturelles „Kapital“ als spezifisches „Produktionsgut“ von gesellschaftlichem Nutzen ist.

Was macht ethnosprachliche Konflikte so explosiv und langlebig? Unter welchen Voraussetzungen fangen soziale Gruppen an, das gesellschaftliche Geschehen in einem „ethnischen“ Rahmen zu sehen? Welche äußeren und inneren Bedingungen lassen „ethnische“ Deutungen der Situation plausibel erscheinen? Welche Kosten-Nutzen-Erwartungen und welche Spracheinstellungen führen dazu, dass soziale Gruppen beginnen, vital um ethnosprachliche Minderheitenrechte zu streiten, bis hin zum „Sprachnationalismus“?

Sprachsoziologie, Soziolinguistik und Sprachkontaktforschung haben noch wenig Antworten auf diese Fragen, zumal manche der verwendeten Erklärungsmodelle eher selektiv und „bedarfsgerecht“ einer sozialwissenschaftlichen Fossilienkammer entnommen werden. Auch makrosoziologische Modelle erweisen sich häufig angesichts des sogenannten Makro-Mikro-Problems als zu grob und sind gegenüber der attitudinalen Konstruktion „imaginiertes“ ethnischer Gemeinschaften nicht sensitiv genug.

Der Beitrag versucht, sich interdisziplinär über einige Antworten und viele offene Fragen zu verständigen, neuere sozialwissenschaftliche Modelle wahrzunehmen und auf ihre Verwendbarkeit innerhalb der Kontaktlinguistik zu prüfen.

1 Einleitung

Ethnische Säuberungen und ethnische Konflikte haben die Welt am Ende des 20. Jahrhunderts in Atem gehalten, und es scheint – gerade in diesen Tagen –, dass dies im beginnenden 21. Jahrhunderts eher zunehmen als abnehmen wird. Entgegen allen Hoffnungen, Modernisierung und Globalisierung würden ethnischen Konflikten den Boden entziehen, scheinen sie tatsächlich von ungewöhnlicher Langlebigkeit und Unversöhnlichkeit. Auch wir in Europa, die wir lange Zeit gewohnt waren, ethnisch motivierte „Säuberungen“, Vertreibungen, Vergewaltigungen und Schlächtereien als eine ferne Angelegenheit vor-moderner Gesellschaften, als ein Hutu-und-Tutsi-Phänomen, zu sehen, sind von Ethnisierung und Nationalismus eingeholt worden:

* Paper presented at the Annual Meeting of the Association of Applied Linguistics Germany, Passau, October 2001.

Auch in Europa sind viele der Konfliktherde, die uns in den vergangenen zehn Jahren beschäftigt haben, ethnische Konflikte gewesen, vor allem in Ost- und Südosteuropa. Dies betrifft nicht nur, jedoch insbesondere die „Hinterlassenschaft“ des ehemals sozialistischen Lagers. Nach seinem Ende ist das offene ethnische Konfliktpotential global stark angestiegen:

„Das weltweite Kriegsgeschehen nach 1989 ist durch einen Anstieg der Zahl der neu begonnenen Kriege gekennzeichnet“ (Rabehl/Schreiber 2001),

insbesondere von innerstaatlichen Konflikten – eine Entwicklung, die zuletzt während der großen Dekolonisationsperioden der späten 1940er Jahre in Asien und der 1960er in Afrika beobachtet wurde. Gut die Hälfte aller weltweit akuten ethnischen Konflikte, heißt es, seien auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion zu finden.

In ethnischen Konflikten dauert es meist nicht lange, bis Sprache (und Schule) zum Gegenstand des Konflikts werden: zum Streitobjekt im Ringen um die zentrale Definitionshoheit, wessen Sprache zur „legitimen“ Sprache erklärt wird, wessen ethnokulturelles „Kapital“ von gesellschaftlichem Nutzen ist.

Stephen Barbour fragt in seinem neuen Buch „Language and Nationalism in Europe“ nach der besonderen Legitimationskraft des Nationalismus. Er stellt fest:

„Its significance lies in its power to arouse passionate loyalties and hatreds that motivate acts of extreme violence and courage; people kill and die for their nations“ (Barbour 2000: 2).

Was macht ethnische Konflikte so explosiv und langlebig? Unter welchen Voraussetzungen fangen soziale Gruppen an, das gesellschaftliche Geschehen in einem „ethnischen“ Rahmen zu sehen? Welche äußeren und inneren Bedingungen lassen „ethnische“ Deutungen der Situation plausibel erscheinen? Welche Kosten-Nutzen-Erwartungen und welche Spracheinstellungen führen dazu, dass soziale Gruppen beginnen, vital um ethnosprachliche Minderheitenrechte zu streiten, bis hin zum „Sprachnationalismus“?

Sprachsoziologie, Soziolinguistik und Sprachkontaktforschung haben noch wenig Antworten auf diese Fragen, zumal manche der verwendeten Erklärungsmodelle eher selektiv und „bedarfsgerecht“ einer sozialwissenschaftlichen Fossilienkammer entnommen werden.

Für uns war dies Anlass, uns im interdisziplinären Gespräch zwischen Linguistik und Sozialwissenschaften über einige Antworten und viele offene Fragen zu verständigen, neuere soziologische Modelle wahrzunehmen und auf ihre Verwendbarkeit innerhalb der Kontaktlinguistik zu prüfen.

Im Folgenden werden wir zwei Punkte behandeln:

Im ersten Schritt werden wir einige sozialwissenschaftliche Ansätze vorstellen, die die „Logik“ ethnischer Konflikte behandeln.

Danach wird der Frage nachgegangen, weshalb Sprache als ein besonderes „ethnisches Kapital“ häufig zum Konfliktgegenstand ethnischer Auseinandersetzungen wird.

2 Die „Logik“ ethnischer Konflikte

2.1 Methodologischer Individualismus

Zur Erklärung der angesprochenen Phänomene und Entwicklungen existieren bereits eine Reihe von Theorien. In dem vielleicht bekanntesten Versuch, die Renaissance ethnischer Konflikte zu erklären, nennt Huntington (1996) eine Vielzahl von Faktoren wie Sprache, Institutionen, Werte, vor allem aber die Religion, die verschiedene Völker entlang kultureller Grenzen zu untereinander konkurrierenden Gemeinschaften zusammenschließen. Der „Kampf der Kulturen“ soll nach dem Ende des Ost-West-Konflikts zum neuen Paradigma der Weltpolitik geworden sein. Die anschließende Diskussion um die These von Huntington brachte einige Schwächen seiner Theorie ans Tageslicht. Die meisten Einwände, auf die wir hier nicht genauer eingehen möchten, könnten, allgemeiner formuliert, gegen nahezu jede Makroerklärung geltend gemacht werden, die ihre Erklärungskraft aus statistischen Zusammenhängen zwischen einzelnen Makroeigenschaften des untersuchten Systems bezieht. Eine erfolgreiche Erklärung für sprachnationalistische Tendenzen oder ethnische Konflikte scheint eine Analyse von Prozessen zu erfordern, die sich nicht ausschließlich auf der Oberfläche der untersuchten Vorgänge abspielen. Die auf der Mikroebene handelnden Individuen samt ihrer – scheinbar irrationalen – Entscheidungslogik müssen neben objektiven statistischen Makrogegebenheiten in das Modell integriert werden. Für diese Behauptung gibt es eine Reihe von Gründen, die wir im folgenden nennen möchten.

Erstens ist es nahezu typisch für Erklärungen, die auf der Makroebene stehen bleiben, dass es eine Anzahl von alternativen Hypothesen gibt, die durch die Fakten nicht widerlegt werden können.

Zweitens liegt der Vorteil einer Mikro-Makro-Erklärung darin, dass sie einen Eingriff in das untersuchte soziale System ermöglicht. Da solche Eingriffe fast ausschließlich auf individueller Ebene gemacht werden können, bleiben die meisten Makroerklärungen diesbezüglich nutzlos.

Drittens erlauben Kenntnisse über die gegenseitige Verknüpfung einzelner Bestandteile des untersuchten Systems eine größere Vorhersagbarkeit als Theorien, die sich auf statistische Beziehungen seiner Oberflächeneigenschaften stützen.

Viertens beruhen Mikro-Makro-Erklärungen auf einem realistischen Menschenbild. Der handelnde Mensch wird nicht zu einem *homo sociologicus* degradiert, der automatisch den geltenden Normen und entsprechenden Rollenerwartungen oder aber „irrationalen“ Wahnvorstellungen folgt (Coleman 1991).

Aus dem Verzicht auf Makroerklärungen ergibt sich die Frage, wie tiefgehend eine Analyse sein muss, um eine zureichende Erklärung eines solchen Makrophänomens wie des Nationalismus zu liefern. Die in der Soziologie verwendete Bezeichnung „methodologischer Individualismus“ impliziert keineswegs, dass es immer notwendig sei, die Individualebene methodisch zu erfassen. Oft ist die handlungs- und somit erklärungsrelevante Verzerrung bzw. Vereinfachung in der Realitätswahrnehmung ein sozial ausgehandeltes Produkt von Gruppen oder kulturellen Nischen einer Gesellschaft. In einem solchen Fall kann man davon ausgehen, dass einzelne Akteure mit ihrer subjektiven Sichtweise am Prozess des „Aushandelns“ teilnehmen; der Prozess selbst muss aber nicht notwendigerweise modelliert werden. Solange man der kulturellen Heterogenität des untersuchten sozialen Systems – der Existenz verschiedener,

gemeinsam geteilter und oft gemeinsam hergestellter Subjektivitäten innerhalb einer Gesellschaft – Rechnung trägt, ist die Vorgehensweise eine Variante des methodologischen Individualismus. In der Erklärung käme es nunmehr darauf an, die gruppenspezifische „Irrationalität“ logisch zu erfassen.

Das Hauptproblem des methodologischen Individualismus besteht darin, die Übergänge von der Makro- zur Mikroebene und zurück zu modellieren. Das sogenannte Mikro-Makro-Problem taucht in den Sozialwissenschaften immer wieder auf und wurde bis heute nicht zufriedenstellend gelöst.

Im folgenden möchte ich versuchen, einige soziologische Ansätze zur Lösung des Mikro-Makro-Problems darzustellen, und ihre Brauchbarkeit im Hinblick auf die Spezifität von ethnischen Konflikten als einem möglichen Untersuchungsgegenstand diskutieren (vgl. Grafik „Rahmenbedingungen ethnischen ‚Framings‘ am Ende).

2.2 Logik der Situation

Ethnische Konflikte, Sprachnationalismus und ähnliche Phänomene zeichnen sich u.a. dadurch aus, dass sich die daran beteiligten Akteure scheinbar irrational und entgegen ihren eigenen Interessen verhalten. Nachbarn von gestern werden heute umgebracht oder vertrieben. Serbisch und Kroatisch wirken von heute auf morgen völlig fremd und einander unverständlich. Die kroatische Fußball-Nationalmannschaft verlangt einen Dolmetscher, um ein Interview für das serbische Fernsehen zu geben. Filme aus anderen Teilrepubliken Jugoslawiens werden zur Belustigung der Kinogänger mit Untertiteln versehen. Spezialkommissionen überwachen die Sauberkeit der Sprache bei Fernsehjournalisten, neue Lexika und Wörterbücher erleben Hochkonjunktur. Eine Erklärung für diese Verhaltensweisen müsste Antworten auf einige Fragen liefern: Wann und warum beginnen Menschen aus dem gegebenen und gemeinhin als „normal“ bzw. „rational“ geltenden Rahmen auszubrechen? Warum betrifft diese „Irrationalität“ des Verhaltens nur einige Aspekte des Lebens, während in anderen Lebensbereichen keine Abweichungen von der Routine festzustellen sind? Warum tendieren ausgerechnet ethnische und sprachliche Konflikte dazu, blutig und dauerhaft zu sein?

Im Sinne des methodologischen Individualismus müsste eine Erklärung für diese „Ethnisierung“ der zwischenmenschlichen Kontakte und ihre Folgen aus drei Schritten bestehen. Im ersten Schritt soll die Beziehung zwischen handelnden Subjekten und dem objektiven situationellen Rahmen einer Handlung modelliert werden. Dieser Übergang von der Makro- auf die Mikroebene wird als „Logik der Situation“ bezeichnet. Das zweite Glied in der Erklärungskette bildet eine Handlungstheorie auf der Individualebene – die „Logik der Selektion“ einer bestimmten Handlung durch den Akteur. Schließlich müssen die Folgen untersucht werden, die das aggregierte Handeln einzelner Subjekte auf der Makroebene verursacht. Diese sog. „Logik der Aggregation“ beschreibt den Übergang zurück von der Mikro- zur Makroebene (Esser 1999). Da die Sprache vornehmlich bei der Logik der Situation eine signifikante Rolle spielt, werden wir zunächst – quasi von hinten – die zwei übrigen Schritte kurz behandeln, um anschließend das Augenmerk auf die wechselseitige Beziehung zwischen dem Subjekt und der gegebenen Handlungssituation zu richten.

Die *Logik der Aggregation* gibt an, auf welchem Weg sich individuelle Handlungen zu kollektiven Phänomenen verdichten. Dabei muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass Erscheinungen auf der Makroebene selten

einen direkten Zusammenhang mit den unmittelbar handlungsrelevanten Zielen und Absichten der Akteure bilden und oft als unbeabsichtigte oder sogar unerwünschte „Nebenerscheinungen“ des individuellen Handelns entstehen. Kollektive Phänomene können sich häufig nicht durch eine einfache Summierung aus dem Verhalten von Individuen ergeben und erklären lassen. Dementsprechend schwierig gestaltet sich die Modellierung dieser Vorgänge. Abgesehen von einigen eng spezifizierten und fallbezogenen Erklärungsansätzen, bleibt dieser Teil des Mikro-Makro-Problems von der Soziologie ungelöst. Einfache, allgemein verwendbare und erklärungskräftige Ansätze sind in der Literatur kaum zu finden.

Die *Logik der Selektion* bezieht sich auf die Wahl einer bestimmten Handlung durch den Akteur. Im Sinne der Theorie der rationalen Entscheidungswahl wird angenommen, dass sich Akteure stets maximierend verhalten, d.h. dass sie sich nach einer erfolgten selektiven Wahrnehmung der Situation für diejenige Handlungsoption entscheiden, welche aufgrund von subjektiven Erwartungen und Bewertungen des Individuums den größten Nutzen verspricht. Handlungsalternativen subordinierter sozialer Gruppen hat etwa Tajfel (1982) behandelt.

Wie bereits erwähnt, möchten wir nun etwas genauer auf die *Logik der Situation* eingehen. Sie stellt eine Makro-Mikro-Verbindung zwischen dem handelnden Subjekt und seiner Umgebung her. Deshalb gehören zu den relevanten Bestandteilen einer Situation sowohl objektiv existierende Opportunitäten, Symbole, Restriktionen, institutionelle Regeln usw. als auch sogenannte „innere Bedingungen“: das Wissen, Werte, innere Einstellungen und Präferenzen der Akteure. Unter Hinweis auf die „eingeschränkte Rationalität“ des Menschen – seine begrenzte Fähigkeit, Informationen zu verarbeiten und in jeder Situation eine optimale Lösung zu finden – ist davon auszugehen, dass die Wahrnehmung von Handlungssituationen ein subjektiver und vor allem vereinfachender Vorgang ist. Frühere Annahmen über einen perfekt informierten und rational kalkulierenden Akteur wurden aufgrund von tatsächlich vorliegenden Verhaltensweisen revidiert.

Die Vereinfachung in der Situationswahrnehmung kann sowohl in bezug auf die Struktur der für den Akteur relevanten bzw. von ihm angestrebten Ziele als auch im Hinblick auf die ihm zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen stattfinden. Diese Prozesse werden mithilfe sogenannter Habits und Frames modelliert (Esser 1990).

Die subjektive Verzerrung in der Wahrnehmung der Situation wird zunächst durch eine Vereinfachung bezüglich der vom Akteur angestrebten Ziele verursacht. Aufgrund von typischen Situationsmerkmalen und Symbolen entscheidet sich der Handelnde meistens für einen einzigen „Sinn“ der Situation – einen *Frame*, der die Komplexität der vorgefundenen Realität vereinfacht und strukturiert. Die unbedeutenden Aspekte der Situation werden „ausgeblendet“, ihre relevanten Elemente in einen Zusammenhang gebracht. Bei diesem Vorgang kommen – neben objektiven Grundlagen einer Rahmung – individuelle Wissensstrukturen des Akteurs, seine subjektiven Präferenzen und Einstellungen zur Geltung. Auch wenn das Framing individuell modellierbar ist, wird im realen Leben meistens eine kollektive Deutung der vorliegenden Situation erzeugt. Mittels sprachlicher „Vergewisserung“ und symbolischer Handlungen

einigen sich die beteiligten Akteure auf eine gemeinsame und verbindliche Sichtweise.

Nur in Ausnahmesituationen sind Menschen bereit, von ihrer gewohnten Sichtweise einer typischen Situation abzuweichen. Ein Framewechsel kann zum einen durch eine einschneidende Veränderung der bisher typischen Situation „erzwungen“ werden. Wenn sich der objektive Handlungsrahmen verändert, sinkt die „*Auferlegtheit*“ des typischen, im Gedächtnis gespeicherten Modells, und der Akteur wird möglicherweise veranlasst, alternative Deutungen der Situation in Erwägung zu ziehen. Oft geht dem Framewechsel ein Lernprozess voraus. In einem trial-and-error-Verfahren müssen sich zunächst die Ergebnisse einer typischen Sichtweise einer typischen Situation für den Akteur als nicht mehr zufriedenstellend erweisen. Der selbstverständlich, routinemäßig erwartete *Nutzen* tritt nicht ein. Im Konzept der „sozialen Produktionsfunktionen“ (Esser 1996) wird angenommen, dass Menschen die ihnen zur Verfügung stehenden Kapitalien in Handlungssituationen einsetzen. Entlang einer sozialen Produktionsfunktion wird dann „berechnet“, mit wieviel Nutzen die eingesetzte Menge des bestimmten Kapitals entlohnt wird. Im Prozess des Framings kommt es für den Akteur darauf an zu erkennen, welche Kenntnisse, Fähigkeiten oder Besitztümer in der bestimmten Situation von ihm sinnvoll und lohnend eingesetzt werden können. Allerdings bleibt der Verlauf der Produktionsfunktionen nicht immer stabil. Immer wieder gibt es Kapitalien, die ihren Wert einbüßen, andere wiederum können an Bedeutung gewinnen. Besonders radikal verläuft diese Umdefinierung in Zeiten eines sozialen Umbruchs. Waren gestern noch Frömmigkeit, adlige Abstammung und Landbesitz Schlüssel zum gesellschaftlichen Erfolg, so verwandelten sie sich mit dem Ausbruch der Französischen Revolution über Nacht in Unwerte, deren Besitz nicht mehr mit Nutzen belohnt, sondern bestraft wurde. Neben einer Veränderung der objektiven situationellen Gegebenheiten und dem Nutzenverfall wird ein Framewechsel durch die *Wahrscheinlichkeit* beeinflusst, eine alternative und erfolgversprechende Deutung der Situation tatsächlich zu finden.

Jeder Akteur verfügt über einen ganzen Set von Frames, die je nach Bedarf auf die vorliegende Situation angewendet werden. In den meisten Lebenslagen erscheint dem Handelnden aber nur eine einzige Deutung der Situation sinnvoll. Ändert sich die vertraute und mit dem Vorwissen kompatible Umgebung plötzlich, ist der Akteur einer extremen Unsicherheit ausgesetzt. Eine alternative Sichtweise liegt meistens nicht vor und muss erst mühsam erarbeitet werden. In einigen Fällen sind aber mehrere verschiedene Deutungen der Situation zumindest möglich. So konnte sich beispielsweise ein Bürger der ehemaligen SU gegenüber der Moskauer Zentralmacht relativ leicht in ethnischen Kategorien definieren und die gewohnte Perspektive eines Sowjetbürgers verlassen. Als sich die als typisch empfundene politische Lage veränderte und die sowjetische Identität nicht mehr lohnte, stand den meisten Bürgern der Vielvölkerstaaten eine leicht zugängliche Identitätsalternative bereit.

Eine weitere Subjektivierung der Situationswahrnehmung erfolgt durch die operative Vereinfachung in bezug auf mögliche Handlungsoptionen. Es wird angenommen, dass jedem Akteur ein Bündel von typischen Handlungen – *Habits* – bereitsteht, die auf gewisse Umweltreize nahezu automatisch und unreflektiert ausgeführt werden. Ähnlich wie bei Frames sind Menschen selten geneigt, auf ihre gewohnten Handlungsstrategien zu verzichten. Erst wenn sich der Nutzen aus der Routine entscheidend verringert und eine lohnende Hand-

lungsalternative relativ sicher und mühelos gefunden werden kann, werden Habits in Frage gestellt und möglicherweise ersetzt.

Den oben dargestellten soziologischen Modellen wurden erkenntnistheoretische Schwächen vorgeworfen. Sie verbinden in einer Erklärung objektive Elemente der Handlungssituation mit der subjektiven Sichtweise des Akteurs. Die „subjektiven“ Elemente des Modells (wie z.B. Präferenzen) blieben undefiniert, wodurch die Theorie einer möglichen Falsifizierung entzogen würde und somit zu einer Leerformel verkomme. In der Tat: Aus der erfolgten Handlung auf die subjektiven Präferenzen des Akteurs linear rückzuschließen, um dann aufgrund von so „entdeckten“ Präferenzen sein Verhalten zu erklären, ist ein nahezu beispielhafter logischer Zirkelschluss. Ebenfalls reicht es nicht zu sagen, dass die Frames die Situation strukturieren und ihre irrelevanten Bestandteile ausblenden. Um eine Voraussage über das Verhalten der Akteure zu wagen, muss man genau angeben, auf welche Weise die angesprochene Strukturierung erfolgt. Sonst bleibt der „methodologische Individualismus“ ein bloßes Lippenbekenntnis: Die Subjektivität der handelnden Akteure wird zwar theoretisch modelliert, faktisch aber als bloße abgeleitete Größe vernachlässigt. Dieser Kritik wird mit dem Konzept von sog. *Brückenhypothesen* begegnet. Sie sollen das allgemeine Modell mit den jeweils spezifischen Aspekten der Situation verbinden. Eine Brückenhypothese enthielte dann einerseits genaue Angaben zum Wissen und zu den Präferenzen der Akteure, ihren Identitäten und Einstellungen, andererseits würde sie über die objektiven Bestandteile der Situation (Restriktionen, Institutionen, Opportunitäten etc.) Auskunft geben. Brückenhypothesen sollen nach dem Prinzip der „abnehmenden Abstraktion“ konstruiert werden, d.h. das Modell soll in möglichst vereinfachter Form zur Anwendung kommen, und die Beschreibung der spezifischen Situation soll sich auf ihre wesentlichen Aspekte beschränken.

2.3 Die Entstehung ethnischer Konflikte

Ethnische Konflikte zählen zu den Phänomenen, deren Entstehung und Verlauf nicht ausschließlich durch einen Rekurs auf objektiv existierende strukturelle Antagonismen bzw. soziale Eigenschaften der rivalisierenden Gruppen erklärbar sind. Die scheinbare Irrationalität ethnischer Auseinandersetzungen lässt sich nur durch ein Zusammenspiel von sowohl objektiven situationellen Faktoren als auch spezifischen subjektiven Sichtweisen der Beteiligten auflösen. Eine entsprechende Analyse müsste u.a. die spezifische Logik berücksichtigen, auf die die Existenz von ethnischen Gruppen gegründet ist.

Tradition: Eine ethnische Gemeinschaft kann meist auf strukturierte und mit gewissen Symbolen markierte kulturelle Modelle zurückgreifen. Typische und kollektiv geteilte Muster von Wissen, Werten, Emotionen, Handlungsprogrammen stehen für jedes Mitglied der Gruppe bereit. Hervorzuheben ist die identitätsbildende Komponente der Tradition. Die eigene Einmaligkeit und Eigenwertigkeit werden betont, die Unterschiede zu anderen Gruppen hervorgehoben. Bei diesem Vorgang der Abgrenzung können beliebige Faktoren herangezogen werden. Meistens definieren sich ethnische Gruppen durch eigene Sprache, gemeinsame Geschichte, das geteilte Territorium, Religion. Aber auch die Hautfarbe oder Haartracht kann als Kriterium ethnischer Kategorisierung dienen. Auch wenn Nationen als „vorgestellte Gemeinschaften“ bezeichnet werden können (Anderson 1988), sind sie insoweit keine Phantasieprodukte, als sie von ihren Angehörigen als reell existierend empfunden werden

und somit einen realen Einfluss auf ihr Verhalten samt aller Konsequenzen ausüben. (Zu einer Diskussion der Begriffe „ethnische Gemeinschaft und „Nation“ sowie ihrer Beziehung zueinander vgl. Barbour 2000)

Askription bezeichnet schließlich die subjektive Vorstellung, dass die ethnische Gruppenzugehörigkeit nicht durch individuelle Anstrengung erworben oder abgelegt werden kann. Dadurch zeichnen sich ethnische Vorstellungen von typischen Situationen und Akteuren sowie alle dazugehörige Assoziationen durch eine extrem hohe Verlässlichkeit aus (Esser 1997).

Spezifisches Kapital: Ethnische Gemeinschaften verfügen über Ressourcen und Opportunitäten, deren Brauchbarkeit mit der Existenz der Gruppe als solcher zusammenhängt. Das tradierte kulturelle Kapital, unter anderem die Sprache, das Alltagswissen und Relevanzsysteme, kann nur innerhalb der Gruppe sinnvoll eingesetzt werden. Diese Tatsache führt oft zur Entstehung einer sozialen und kulturellen Kluft zwischen der Mehrheit und ethnischen Minderheiten. Spezifische ethnische Kapitalien lassen sich nun einmal nicht so gewinnbringend zu Nutzen „verarbeiten“, wenn die herrschenden Produktionsfunktionen vor allem auf generalisiertem Kapital fußen oder gar nach ethnischen Merkmalen einer anderen Gruppe ausgerichtet sind. Mit „generalisiertem Kapital“ werden überall anwendbare Ressourcen und Fähigkeiten wie z.B. Geld oder Bildung bezeichnet. Für die Analyse wäre es zunächst notwendig, das Verhältnis zwischen dem spezifischen und dem generalisierten Kapital im Besitz einer ethnischen Gruppe festzustellen. Zweitens wäre es von Bedeutung zu untersuchen, inwieweit die Mechanismen der Nutzenverteilung in der Gesellschaft nach dem spezifischen Kapital der Mehrheitsgruppe ausgerichtet sind, und wer imstande ist, sie im gegebenen Fall zu verändern. Die gesellschaftliche Verwendbarkeit des spezifischen Kapitals einer ethnischen Minderheit entscheidet über ihren Nutzen aus dem Status quo. Die Macht zu entscheiden, welche Sprache die „legitime Sprache“ ist, oder allgemeiner – welche Kapitalien zum erfolgreichen Lösen der Probleme innerhalb einer Gesellschaft benötigt werden, wird oft bei einem ausgeprägten strukturellen Antagonismus zum Gegenstand ethnischer Konflikte.

Aufgrund der spezifischen Merkmale einer ethnischen Gruppe lässt sich annehmen, dass ein „ethnisches“ oder „nationales“ Interpretationsmuster recht geeignet ist, um objektiv existierende Probleme zu deuten und zu strukturieren. Die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe bietet oft nahezu automatisch geeignete Wissensstrukturen an, die Welt durch eine nationale „Brille“ zu betrachten. Ein zusätzlicher Wissenserwerb ist meistens gar nicht nötig. Ethnische Deutungsmuster werden darüber hinaus von allen Mitgliedern der Gruppe geteilt oder wenigstens gekannt, eine entsprechende Sichtweise wird von ihnen askriptiv erwartet und mit symbolischen Handlungen nahegelegt. Sollte sich eine bisher anders gedeutete Situation verändern, kann die aufgetretene Unsicherheit nahezu sofort durch den sich anbietenden ethnischen oder nationalen Frame beseitigt werden. Die *Wahrscheinlichkeit*, eine alternative Sichtweise tatsächlich zu finden, grenzt somit oft an Sicherheit.

Wann erscheint eine ethnische Sichtweise als einzige mögliche Deutung der Situation? Um diese Frage beantworten zu können, scheint eine genaue Analyse der ethnischen Symbole, Stereotype, Wissensstrukturen und anderen relevanten Elemente der betreffenden Kulturtradition unumgänglich. Die „*Auf-erlegtheit*“ wird durch gruppeninterne Sanktionen für eine abweichende Sichtweise verstärkt. Eine weitere Verstärkung entsteht bei eventuell vorliegenden zusätzlichen, nicht-ethnischen Merkmalen, die beide Ethnien oder Nationen

voneinander unterscheiden. Eine „ethnische Schichtung“, d.h. eine nach Ethnien verteilte typische Berufsstruktur, soziale Rückständigkeit oder religiöse Überzeugungen können die „Richtigkeit“ der ethnischen Sichtweise zusätzlich bestätigen.

Der mit ethnischem Framing verbundene *Nutzen* hängt von der Effektivität ab, mit welcher die Kapitalien einer ethnischen Minderheit eingesetzt werden können. Besitzt eine Gruppe fast ausschließlich spezifisches Kapital, das zum Erreichen individueller Ziele auf der Gesellschaftsebene ungeeignet ist, ist es anzunehmen, dass die Unzufriedenheit mit den aktuellen Verhältnissen hoch ist und mit einem positiven Ausgang des Konflikts große Hoffnungen auf Veränderung verbunden werden. In extremen Situationen gleicht das Kosten-Nutzen-Kalkül beider ethnischer Gemeinschaften einem „Nullsummenspiel“: der Besitz und Einsatz spezifischer Kapitalien einer Minderheit wird entlang herrschender Produktionsfunktionen bestraft, nur die typischen Kapitalien der Mehrheitsgruppe eignen sich dazu, zum Nutzen „verarbeitet“ zu werden.

Ein ethnisches Framing der Situation muss nicht notwendigerweise eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen ethnischen Gruppen zur Folge haben. Auch eine starke Ethnisierung muss sich nicht unbedingt auf das Verhalten der Akteure auswirken. Oft bleiben sie aus guten Gründen bei der bisherigen Routine, und der unterschwellige Konflikt wird überhaupt nicht ausgetragen. Die Wahl einer Handlungsoption hängt von mehreren Faktoren ab, die ebenfalls im Rahmen der Analyse berücksichtigt werden sollen.

Zunächst aktiviert ein ethnischer Frame typische habituelle Verhaltensdispositionen. Oft liefert die Tradition Empfehlungen, wie man Vertretern einer anderen Ethnie gegenüberzutreten hat. Dieses Ensemble tradierter Verhaltensweisen muss rekonstruiert und in die Analyse aufgenommen werden. Nicht immer existieren allerdings bei einem entstehenden ethnischen Konflikt fertige Rezepte für die Konfliktführung; der Findigkeit der Akteure sind keine Grenzen gesetzt. Das Verlassen der bisherigen Routine und die Wahl einer der neu ins Auge gefassten Handlungsoptionen hängt zunächst – ähnlich wie die des Frames – vom *Nutzen* aus der Gewaltlosigkeit und Anpassungsbereitschaft ab. Je ausgeprägter der strukturelle Antagonismus, um so eher werden sich die Akteure den eventuellen Früchten eines erfolgreichen Protests zuwenden. Auf der anderen Seite ist bei Entstehung eines ethnischen Konflikts mit hoher Wahrscheinlichkeit mit staatlichen *Sanktionen* gegen die Kämpfer bzw. alle Mitglieder der betreffenden Minderheit zu rechnen. Durch die individuell erwarteten Kosten des Konflikts wird die Wahrscheinlichkeit einer gewaltsamen Auseinandersetzung verringert.

Der individuell kalkulierte Nutzenwert wird mit der subjektiven *Wahrscheinlichkeit* gewichtet, die angestrebten Ziele auch tatsächlich erreichen zu können. Sie hängt von der Wahrnehmung der eigenen und fremden Stärke, Vitalität etc. ab. Objektive soziologische Daten über die Konfliktparteien (z.B. zahlenmäßige Stärke, soziale Stellung, Siedlungsweise etc.) sind als potentiell mobilisierbare Ressourcen in die Analyse aufzunehmen. Allerdings ist anzumerken, dass letztlich die subjektive Selbst- und Fremdwahrnehmung der Akteure über ihr Verhalten entscheidet.

Sprache spielt in ethnischen Konflikten nicht immer, aber häufig eine zentrale Rolle. Wenn ethnische Gruppen ethnische Rechte fordern, geht es meist um Sprache oder um Schule (und wenn es um Schule geht, geht es meist um *Sprache*, d.h. um die Erhebung der „Muttersprache“ zur Schulsprache, zur Unterrichtssprache oder zumindest zum Unterrichtsgegenstand; vgl. Haarmann 1988).

Wir erleben dies gerade in Mazedonien, wo das Verlangen nach muttersprachlichem Unterricht für die Kosovo-Albaner wohl die nachvollziehbarste aller Forderungen ist.

Natürlich gibt es zahlreiche Beispiele, in denen die Sprachenfrage nicht oder erst „nachträglich“ zum Konfliktgegenstand wird, zum Beispiel in Irland, wo das Irische erst neuerdings wieder eine Rolle spielt, in Bosnien, wo das Bosnische mit viel Mühe in den Status einer Abstandssprache gegenüber dem Serbischen gebracht wird, in Weißrussland, wo die Realität des Weißrussischen eher in der russisch-interferierten Mischsprache „Tresjanka“ liegt, aber auch in Frankreich, wo die Minderheitensprachen zu „patois“ erklärt und anschließend „erfolgreich“ verdrängt wurden.

Unabhängig jedoch von der Sprachbewahrung, unabhängig auch von ihrem Abstand zur dominanten Sprache, also ihrem Abgrenzungspotenzial aus sprachsystematischer Sicht, wird in ethnischen Konflikten nahezu überall – über kurz oder lang – die Sprachenfrage aufgeworfen und zu einem zentralen Konfliktgegenstand erhoben.

Sind diese Forderungen nach Sprachenrechten lediglich „vorgeschobene“ Argumente, hinter denen „eigentliche“ politische oder ökonomische Interessen stehen? Und selbst wenn es bisweilen so erscheint, worin liegt die „Logik“ des ethnosprachlichen Konfliktpotenzials?

Wir wollen dies im Rahmen des eben dargestellten Ansatzes von Hartmut Esser systematisch beantworten.

Esser behandelt die Spezifik ethnischer Gruppen mit folgenden Worten:

„Neben der Grenzziehung nach äußeren Merkmalen und dem subjektiven Glauben an eine daran anknüpfende gemeinsame Herkunft weisen ethnische Gruppen meist weitere Merkmale auf, die sie erst zu einer ethnischen ‚Gemeinschaft‘ machen [...]: Moralische Gemeinschaft, kulturelles Kapital, soziales Kapital und [...] Organisationen, die als politisches Kapital verwendbar sind.“ (Esser 1996: 68)

Diese Merkmale dienen als „Ressourcen, die für die Akteure im Alltag essentiell wichtig sind“ und die Grenzziehung „objektivieren“ (ebd.).

Was ist an der Sprache für ethnische Gruppen „essentiell“ wichtig? Und warum tritt Sprache häufig als zentrales „objektivierendes“ Merkmal der Grenzziehung auf?

Zur Beantwortung wollen wir dies auf den drei genannten Ebenen diskutieren:

- 1.) Grenzziehung nach äußeren Merkmalen
- 2.) subjektiv empfundene gemeinsame Herkunft
- 3.) Ressourcen ethnischer Gemeinschaft in Form spezifischen moralischen, kulturellen, sozialen und politischen Kapitals.

3.1 Sprache als Merkmal der Grenzziehung

Sprache gehört neben „Rasse“ zu den am deutlichsten abgrenzenden „äußeren“ Merkmalen, zumindest wenn Mehrsprachigkeit nicht vorliegt oder aufgrund

eines – von Howard Giles in seiner „accomodation theory“ beschriebenen – Divergenzverhaltens nicht präferiert wird (vgl. Giles et al. 1977, erweitert in Niedzielski/Giles 1996).

Selbstverständlich sind „Sprache“ wie „Rasse“ Konzepte, deren Diskretheit nicht Prämisse, sondern erst Ergebnis eines historischen Prozesses der Übereinkunft ist. Jedoch einmal getroffen, eignen sie sich mehr als viele andere Marker zur „Objektivierung“: Bestimmte äußerliche physiognomische Merkmale sind ebenso wie die Sprache „salient“ – und sie sind nicht ohne weiteres ablegbar, wechselbar oder erwerbbar. Sprache ist ein auf der Zunge getragenes „Etikett“ der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, Kennzeichen und Symbol der Gruppe.

Sprache ist aber mehr: Sie ist unser primäres Kommunikationsmittel: Instrument des sozialen Handelns und Medium der Deutung von „Welt“. Diese dreifache Funktion – Symbol der Sprachgemeinschaft, Instrument der Kommunikation und Strukturierungsmedium unseres Weltwissens – macht die besondere Geltung der Sprache bei der Konstitution sozialer, so auch ethnischer Gruppen aus.

Ethnische Gruppen sind – wie Nationen – „imaginierte Gemeinschaften“ (Anderson 1988). Sprache ist dabei ein prominenter Gegenstand dieser Imagination unter bestimmten historischen Voraussetzungen (vor allem der Säkularisierung; vgl. Anderson 1988: 42).

Stephen Barbour betrachtet Sprache als deutlichste Markierung nationaler und ethnischer Gemeinschaften:

„different languages were universally markers of different ethnic groups and nations, and they were the most salient of such markers (Barbour 2000: 9)

Dies gelte mehr noch für ethnische Gruppen, die häufig eine größere kulturelle Kohärenz und eine „fokussiertere“ und „spezifischere“ Identität aufwiesen. Allerdings seien die Konzepte von „Nation“ und „Sprache“ insbesondere in Westeuropa eng aufeinander bezogen:

„while clear linguistic differences can delimit ethnic groups, the boundaries of languages are, in their turn, often determined ethnically. The boundary of a language often becomes particularly clear if an ethnic group comes to see itself as a nation. [...] While the linguistically homogeneous state is extremely rare, and while a high proportion of languages are actually not sharply distinct from others, the demand for the linguistically homogeneous nation and the clearly distinct national language has become a standard part of nationalist ideology [...] this powerful idea of the mutual dependence of languages and nations, which has had a great impact on the modern world, is most strongly seen in Europe.“ (Barbour 2000: 12ff.)

Es gehört mittlerweile überall auf der Welt zum festen ideologischen Bestand nationaler Strömungen, dass zu einer Nation eine Nationalsprache – sowie Territorium und Staatlichkeit – gehören.

„Given that the status of a nation confers a particular kind of legitimacy, and given that it can lead to political independence with concomitant power for the group concerned, there is strong pressure on ethnic groups to redefine themselves as nations.“ (Barbour 2000: 8)

Dass dies – auch angesichts weltweit massenmedial verbreiteter Vorbilder – weit verbreitet ist, nimmt nicht wunder, zeugt jedoch keineswegs von einer grundlosen medialen „Inszeniertheit“ des Phänomens und beantwortet vor allem nicht die Frage nach der Bedeutung der Sprache im Rahmen ethnischer und nationaler Bewegungen.

Sprache ist prominent *und* essentiell und daher geeignet, das herzustellen, was Henri Tajfel in seiner „theory of intergroup relations“ (vgl. Grafik „Rahmenbedingungen ethnischen ‚Framings‘ am Ende) als „distinctiveness“ (Unterscheidbarkeit) bezeichnet und als Basis sozialer Kategorisierung versteht, als

„Schaffung oder Erhaltung einer Differenzierung oder einer ‚positiven Unterscheidbarkeit‘ der eigenen Gruppe von anderen, die für das Selbstbild der Gruppe relevant ist“ (Tajfel 1982: 56).

Unterscheidbarkeit ist nicht einfach „gegeben“, sie unterliegt einem Prozess: Sie ist an Zeit und Umstände gebunden, hängt von der Wahl der Vergleichskriterien und ihrer wechselnden sozialen Relevanz ab: Sprache eignet sich durch ihre inhärente gemeinschaftsbildende Funktion der „ingroup unity“ und „outgroup distance“ (Ryan 1979) als Grenzmarkierung für Gruppen. Dies gilt selbst in den untypischen Situationen, in denen weder Sprachgruppen noch ethnische Gruppen wohl unterschieden „vorliegen“, wie Andrée Tabouret-Keller und Robert Le Page (1985) am Beispiel von Creole-Gemeinschaften gezeigt haben: Hier stellt die Sprachwahl einen „Act of Identity“ dar, in dem die ausschlaggebenden Gruppenmerkmale „fokussiert“ werden und so die (ethnische) Gruppe erst konstituiert wird. Sprache ist dabei Gegenstand *und* Medium symbolischer Handlungen:

„Neither ‚race‘ nor ‚ethnic group‘ nor ‚language‘ turn out to be a clearly-definable external object. Rather, each is a concept we form as individuals, and the extent to which, and the manner in which, we project our concepts on those around us and establish networks of shared suppositions determines the nature of the groups in our society and their mode of operation. [...] Language however has the extra dimension in that we symbolize in a coded way all the other concepts which we use to define ourselves and our society. [...] Language is not only itself the focal centre of our acts of identity; it also consists of metaphors, and our focussing of it is around such metaphors or symbols. The notion that words refer to or denote ‚things‘ in ‚the real world‘ is very widely held, but quite misplaced; they are used with reference to concepts in the mind of the user; these symbols are the means by which we define ourselves and others.“ (Le Page/Tabouret-Keller 1985: 247f.)

3.2 Subjektiv empfundene gemeinsame Herkunft und Sprachgeschichte

Die Vorstellung, dass eine ethnische Gruppe von gemeinsamer Herkunft sei, gehört zu ihren unverzichtbaren Spezifika, sei es eine gemeinsame Abstammung (im *ius sanguinis*), sei es eine gemeinsame territoriale Herkunft im *ius soli*.

Sprache spielt jedoch auch hierbei oft eine zentrale Rolle. Sie dient etwa der Annahme gemeinschaftlicher Herkunft aus Zeiten, in denen keine staatliche Einheit bestand: Die Vorstellung „deutscher Geschichte“ fußt zu einem Gutteil auf der Rückschreibung einer Geschichte der „deutschen Sprache“ – in Zeiten hinein, in denen ihre Realität in einer Anzahl von Varietäten ohne gemeinsame Überdachung bestand, wenngleich sie einem Diasystem angehörten. Die Annahme *der* deutschen Sprache, die von *dem* Germanischen abstammt, ist für die Annahme einer „deutschen Geschichte“ essentiell. Trotz aller Unterschiede im Verhältnis von Sprachnation und Staatsnation trifft dies auf die Geschichte Deutschlands ebenso zu wie etwa auf die Frankreichs, das die Herkunft in den „Kelten“ fand wie die Deutschen die ihre in den Germanen. Nur die Polen akzeptierten erst spät und widerwillig eine „slawische“ Herkunft, die sie mit den Russen vereinigte (vgl. de Vincenz 1997: 9 u. 12). In allen diesen Konzepten spielte die Sprache eine zentrale Rolle.

3.3 Ressourcen ethnischer Gemeinschaft in Form spezifischen moralischen, kulturellen, sozialen und politischen Kapitals.

Wir wollen die Rolle der Sprache im Rahmen des ethnischen „Kapitals“ beleuchten und dies an einigen Beispielen eines Landes mit mittlerem nationalistischen Konfliktpotenzial prüfen. Wir haben Kasachstan gewählt, auch weil dieses Land in der Sektion heute noch eine Rolle spielen wird.

Kulturelles Kapital besteht nach Esser (1996: 69) – mit Bezug auf Bourdieu (1983) – vor allem in Sprache, Habitus und Alltagswissen. Sprache ist hierbei in zweierlei Hinsicht an der Konstitution von Kultur beteiligt:

Erstens strukturiert sie unsere Vorstellungen von der Welt, indem wir mittels Sprache unsere Wahrnehmung der außersprachlichen Wirklichkeit in konventionalisierter Weise kategorisieren, d.h. segmentieren und bezeichnen. Sprache determiniert unser Denken nicht (wie dies manche Rezeptionen des Whorfischen sprachlichen „Relativitätsprinzips“ nahelegen), aber sie fokussiert eine einzelsprachspezifische Kategorisierung des Weltwissens. Dabei geht es nicht um ein sprachliches „Gedankengefängnis“, nicht um das, was ich in einer Sprache sagen kann – man kann in jeder Sprache alles sagen –, sondern um das, was ich in einer Sprache sagen muss, wie Roman Jakobson (1959) dies pointiert ausdrückte. Wenn ich im Japanischen gar nicht sprechen kann, ohne durch grammatikalisierte Honorative mein Gegenüber in eine Ehrerbietungsstufe einzuordnen, fokussiert dies offensichtlich einen relevanten kulturellen Wert, der in anderen Sprachen neutralisiert werden kann.

Zweitens legt die Sprachgebrauchsnorm das in einer historischen Sprache Übliche fest. Sie fokussiert auch hierdurch ein bestimmtes soziales Interaktionsverhalten. Wenn ich im Französischen aus einem tiefgestaffelten System von Höflichkeitsstufen in Briefverabschiedungsformeln auszuwählen habe, stellt sich mir eine kulturelle Norm, die ich einhalten oder ablehnen kann, jedoch zu beachten haben werde. Durch sprachliche Interaktion wird ein gemeinsam geteilter Sinn der Situation ausgearbeitet, eventuelle Zweifel werden ausgeräumt und mögliche Handlungsalternativen ins Auge gefasst.

Sprache ist insofern mehr als alles andere geeignet, als stellvertretend für Kultur und Sozialverhalten empfunden zu werden, ja als eines der zentralen Merkmale der ethnischen Selbstdefinition, als Ethnizitätssymbol schlechthin.

Warum selbst ethnische Gruppen, die bilingual und bikulturell sind, dennoch nach der Durchsetzung „ihrer“ Sprache streben, ist mit den obigen Ausführungen allerdings noch nicht beantwortet.

In Kasachstan sind die Kasachen zum weitaus größten Teil bilingual kasachisch-russisch, ja häufig sogar einsprachig oder dominant russischsprachig. Dennoch wird mit großer Hartnäckigkeit das Kasachische in allen Lebensbereichen durchgesetzt. An den Universitäten in Almaty und anderen Orten werden z.B. russische Hochschullehrer seit einigen Jahren durch kasachische ausgetauscht, zunehmend mit dem „einfachen“ Argument, Russen könnten ja nicht auf Kasachisch unterrichten. Lehrstuhlversammlungen werden dennoch auf Kasachisch abgehalten, obwohl russische Kollegen kein Wort verstehen – Sprache wird als Ausgrenzungsmittel benutzt: Sie hätten es ja lernen können. Tatsächlich haben Russen in der ehemaligen Sowjetunion keine Notwendigkeit gesehen, die örtlichen Sprachen zu lernen: Während nach der letzten Volkszählung (1989) ca. 95 % der nicht-russischen Bevölkerung Russisch sprechen konnten, waren zur gleichen Zeit ebenfalls ca. 95 % der Russen monolingual russisch. Dieser Zustand wird von Nicht-Russen, beson-

ders in Mittelasien, aber auch in den baltischen Ländern als „ungerecht“ angesehen. Als ungerecht gilt es z.B., dass Nicht-Russen mit einigem Aufwand Russisch gelernt hätten, und bei allem Bemühen dennoch häufig in der Konkurrenz mit russischen Muttersprachlern unterlegen wären. Dieses Empfinden kennt jeder, der bemerken muss, dass er z.B. im Gespräch mit englischen Muttersprachler zwar sagen kann, was er möchte, ohne jedoch über die pragmatischen Fähigkeiten des Muttersprachlers zu verfügen, dem Gesagten die angemessene Nuancierung ihrer Relevanz oder Beiläufigkeit, des Nachdrucks oder der Ironie, der Empathie oder Distanz verleihen zu können. Der Nicht-Muttersprachler muss sich häufig als hölzern oder ungebildet behandeln lassen, belehrend, interpretierend, gönnerhaft. Und dies von Muttersprachlern, deren sprachliches Kapital keineswegs den gleichen Umfang, jedoch höheren gesellschaftlichen Wert besitzt. Diesen Wert besitzt es vornehmlich in einem – zumindest vordergründig – non-ethnischen Kontext, und er ist plausibel unter dem Argument der „leichten“ internationalen oder interethnischen Verständigung.

Wenn es aber gelingt, im Rahmen eines *ethnischen Framing* eine Umwertung des sprachlichen und sonstigen kulturellen Kapitals zu erreichen, werden die Karten völlig neu gemischt. Dies ist in allen mittelasiatischen Ländern der ehemaligen Sowjetunion geschehen: In Kasachstan wird die Sprachenfrage seit einiger Zeit mit Macht aufgeworfen. Kasachisch sprechen zu können wird zu einer entscheidenden Voraussetzung für die Besetzung höherer gesellschaftlicher oder politischer Positionen.

Neben den Sprachkenntnissen werden in Kasachstan zugleich weitere Merkmale ethnischen Kapitals hoch bewertet, auch angesichts der erst wachsenden Kasachischkenntnisse selbst unter Kasachen

Soziales Kapital, also soziale Beziehungen, spielen heute in Kasachstan eine erhebliche Rolle als Ressource gesellschaftlichen Nutzens: Gesellschaftlicher Einfluss hängt ab von der kasachischen Herkunft, erkennbar zum Beispiel an einem kasachischen Familiennamen, von der Zugehörigkeit zur richtigen „Horde“ (vor allem zur sozial am höchsten angesehenen „ulu žus“, der Horde des „Weißen Knochens“, die die südliche Region um Almaty und Schimkent bewohnt und den Staatspräsidenten, seine wichtigsten Berater sowie die Elite auf allen Ebenen stellt), vom Tragen des Titels „Bey“, eines „Herrn“ oder wohlhabenden Mannes, der in den traditionellen clan-ähnlichen Strukturen Anspruch auf Gefolgschaft besitzt und sich dafür zur Patronage der Gefolgsleute verpflichtet sieht.

Die hieraus erwachsende politische Gefolgschaft gehört zum *politischen Kapital*, das sich in einem kasachischen politischen Nationalismus zeigt, der von Süden nach Norden vordringt und an die Stelle der Sowjetideologie getreten ist, die als russische Dominanz in der Form des „Internationalismus“ (meždunarodnij) gesehen wird.

Der Nationalismus ist in Kasachstan allerdings weit weniger verbreitet als in anderen Ländern Mittelasiens der ehemaligen Sowjetunion, etwa in Uzbekistan. Dies hat verschiedene Gründe: Der Anteil der Kasachen liegt lediglich bei etwa 50% der Bevölkerung, insbesondere im Norden ist die Bevölkerung ethnisch heterogen und mehrsprachig, die Religion spielt eine geringere Rolle als in Uzbekistan, das sich einer 2.500jährigen Geschichte und einer historischen Tradition der Prosperität, der Sesshaftigkeit und der Stadtentwicklung bewusst

ist, während das kasachische Nomadentum keine vergleichbare sozio-historische Ressource besitzt.

Moralisches Kapital besteht nach Esser (1996: 68) in „moralische(r) Verpflichtung, Hochwertung und Vertrauen nach innen, abwertende(r) Distanz, sogar bewußter ‚Amoralität‘ und Mißtrauen nach außen“.

Das Empfinden der „ungerechten“ historischen oder aktuellen Benachteiligung, der „Marginalisierung“, gehört sicher zu den wirksamsten Ressourcen ethnischer Mobilisierung. Eine ethnische Deutung vermag es ebenso wie eine religiöse, verstreute und zunächst unzusammenhängende Wahrnehmungen unter einem einheitlichen „Sinn“ zu interpretieren:

Moralische Verurteilung betreffen heute zunehmend von uns als „modern“ verstandene Sozialbeziehungen, die sich in Ehescheidungen, freierer Sexualmoral, „Missachtung“ des Alters, urbanen Lebensformen, Areligiosität zeigen. Islamische religiöse Vorstellungen spielen eine gewisse Rolle, wenn auch nicht in fundamentalistischem Sinne und gepaart mit nicht-islamischen (und nicht-christlichen) religiösen Elementen.

Der Anspruch auf einen Ausgleich früherer Ungerechtigkeit betrifft insbesondere die oben erwähnten spezifischen ethnischen Kapitalien. Als „ungerecht“ gilt es etwa, dass bilinguale Kasachen beständig „Vorleistungen“ zu erbringen hätten, um bei doppeltem Aufwand weniger zu erreichen als monolinguale Russen.

Die moralische Kategorie von „Gerechtigkeit“ bzw. „Ungerechtigkeit“ berührt das Gebiet der *Einstellungen*. Einstellungen haben im Modell Essers (1996: 19) unmittelbare Auswirkungen auf die „Auferlegtheit“ des Modells, unter dem eine Situation interpretiert wird: Wenn keine festen Einstellungen (sowie keine deutlich markierte oder „typische“ Situation) bestehen, ist die Wahrscheinlichkeit einer neuen Sichtweise der Situation gering, so groß auch ihr Nutzen wäre.

Dies ist auch der tiefere Grund, weshalb allein der Verweis auf „objektive“ Voraussetzungen der Vitalität von ethnosprachlichen Gruppen lediglich makrosoziologische Rahmenbedingungen angeben, jedoch reale Entwicklungen kaum erklären kann. Giles et al. (1977: 309ff.) sahen die Vitalität von Sprachminderheiten von Status, Demographie und institutioneller Unterstützung der Gruppen abhängig. Es gibt jedoch ebenso viele ethnosprachliche Gruppen, die sich angesichts eines günstigen Status, günstiger demographischer oder institutioneller Bedingungen als vital erwiesen, wie sich Gruppen finden lassen, die ihre Vitalität gerade aus ihrer als unzureichend empfundenen Situation schöpfen. Die subjektive Wahrnehmung des Verhältnisses ethnosprachlicher Gruppen ist offensichtlich ein einstellungsbedingter „Filter“, der über ihre Vitalität weitaus stärker entscheidet als das Vorliegen bestimmter objektiver Voraussetzungen. Folgerichtig wird von Harwood/Giles/Bourhis (1994: 175, Hervorheb. d. Verf.) vorgeschlagen, „*subjective vitality as a predictor of ethnolinguistic behaviour*“ anzusehen.

Ethnische Konflikte entstehen mit wachsender Wahrscheinlichkeit, wenn feste und klar umrissene Einstellungen, z. B. über die „Ungerechtigkeit“ einer „Benachteiligung“ – etwa in Form sprachlicher Dominierung – durch eine andere ethnische Gruppe, existieren.

Natürlich sind Einstellungen ein komplexes Phänomen und nicht allein nach dem quantitativen Vorhandensein oder Nicht-Vorhandensein zu beurteilen. Zu berücksichtigen sind hingegen auch die *Qualität* von Einstellungen, ihre Konsistenz (d.h. die Übereinstimmung zwischen ihren kognitiven, evaluativen und

konativen Komponenten), ihre Gegenstände und Quellen, ihre Traditionalität und Einbindung in größere Zusammenhänge (wie Weltbilder und „Nationalbewusstsein“), der Grad ihrer Stereotypisierung usw. (vgl. Deprez/Persoons 1987).

Erst wenn die Verhältnisse zwischen (ethnischen) Gruppen als „illegitim“ und „instabil“ wahrgenommen werden, komme es zur Entstehung kognitiver Alternativen (vgl. Giles et al. 1977: 320). Tajfel (1982) sieht dies als Voraussetzung für ein aktives Handeln subordinierter Gruppen, eine Veränderung ihrer Situation zu erreichen, sei es durch kollektive Assimilation, durch eine Umwertung ihrer bisher negativ beurteilten Gruppenmerkmale („Black is beautiful“) oder durch eine Bewertung nach alternativen – zum Beispiel ethnokulturellen – Kriterien (vgl. Grafik „Rahmenbedingungen ethnischen ‚Framings‘ am Ende).

Das moralische Kapital ethnischer Gruppen – um so mehr, wenn es mit religiösen Vorstellungen koinzidiert – stellt eine Ressource der „Ethnisierung“ von besonderer Potenz dar: Im Namen des Ausgleichs für erlittenes Unrecht, im Namen der „Vergeltung“ sind historisch die unversöhnlichsten und blutigsten Auseinandersetzungen legitimiert worden.

Wir fassen zusammen:

Sprache fungiert als besonders prominentes Merkmal der Abgrenzung ethnischer Gruppen und dient sogar der Herleitung einer gemeinsamen Herkunft der Gruppe. Sie ist ein zentrales Element des kulturellen Kapitals der Gruppe, sie ist als gemeinsamer Besitz der Sprachgemeinschaft eng mit ihrem sozialen Kapital (und häufig ihrem politischen Kapital) verbunden, und sie ist besonderer Gegenstand moralischer Urteile über die Legitimität oder Illegitimität des Gruppenstatus.

3.4 Sprachnationalismus

Warum aber und wann geht der Kampf um die Sprachenfrage in Sprachnationalismus und unversöhnliche Sprachkonflikte über?

Nach Esser (1996: 92f.) muss auf seiten der ethnischen Gruppe eine Auffassung der Situation vorliegen, nach der es „um alles geht“: „um einen Wettlauf um die *Definitionsmacht* [...], um die Festlegung des Wertes des kulturellen Kapitals für eine *unabsehbare* Zukunft“:

„Je ausschließlicher eine Gruppe von ihrem spezifischen Kapital abhängt und je mehr sie sich Chancen auf einen Erfolg des Konflikts ausrechnen kann, um so stärker ist das Motiv für den Konflikt“ (Esser 1996: 94).

Offenbar bestanden unter allen mittelasiatischen und weiteren Nationalitäten bzw. Ethnien der ehemaligen Sowjetunion einflussreiche Kräfte, die nur geringe Erwartungen hegten, angesichts der „ethnischen Schichtung“ unter den Bedingungen des Sowjetstaates im freien Spiel der Kräfte nennenswertes „generalisierbares Kapital“ zu erlangen (Bildung, berufliche und politische Positionen etc.) – zumindest im Vergleich zur Nutzung des ethnischen Kapitals als Schlüsselressource.

Eben dies ist in Kasachstan bis zu einem gewissen Grade erfolgt:

Kasachische Sprachkenntnisse werden als „Positionsgut“ behandelt, als Ressource zur Erreichung gesellschaftlichen Ansehens und gesellschaftlicher Macht, die „knapp und nicht vermehrbar sind oder die im Zuge sozialer Prozesse ihren Wert dadurch verlieren, daß sie von anderen Akteuren ebenfalls genutzt werden“ (Esser 1996: 79). Während Kasachisch zur Aufstiegsvoraussetzung erhoben wird, wird im Gegenzug das Erlernen der Staats-

sprache durch Russen und andere ethnische Gruppen zumindest nicht gerade erleichtert. Ähnliches konnten wir in Estland beobachten, wo die Verleihung der Staatsbürgerschaft u.a. von den Estnischkenntnissen abhängig gemacht wurde, ohne der starken russischen Minderheit von etwa 40% ausreichende Gelegenheit zum Erlernen der Sprache zu geben.

Wie wir sehen, ist Sprache nicht per se ein „Positionsgut“, sondern sie wird – im Rahmen eines ethnischen oder nationalen Framings – zu einem Positionsgut *gemacht*. Hierin wird deutlich, dass die „Logik“ des ethnischen Framings eben darin besteht, die zentrale „gesellschaftliche Definitionsmacht für den Wert der spezifischen Ressourcen, von denen die gesamte Alltagsgestaltung abhängt“ (Esser 1996: 80), zu erringen. Eben dieses Ringen im Sinne eines „Nullsummenkonflikts“ (Esser 1996: 79), bei dem die eine (ethnische) Gruppe nur etwas gewinnt, wenn die andere (ethnische) Gruppe etwas verliert, ist es, das die Unversöhnlichkeit und daher die Explosivität ethnischer Konflikte ausmacht.

Die Nutzung dieser Schlüsselressource hatte ihre „Logik“ dann, wenn diese Handlungsalternative eine hohe Wahrscheinlichkeit versprach. Dies aber war in der ehemaligen Sowjetunion eine stets latente Option: Die UdSSR war ein Vielvölkerstaat, Ethnizität stets ein Fundament des Staatsaufbaus und des sozialen Gefüges. Selbst die stalinschen Deportationen betrafen ganze Völker. Zwischen dem Konzept des Vielvölkerstaats und der sukzessiven Russifizierung, die aus der Modernisierung und Vereinheitlichung der wirtschaftlichen und administrativen Strukturen sowie der Sowjetisierung der Gesellschaft folgte, bestand immer ein latenter Widerspruch. Dieser kam mit der als Wirtschaftsreform begonnenen Perestrojka und der vom Baltikum ausgehenden Auflösung der staatlichen Einheit der Sowjetunion offen zum Ausbruch.

Selbst die auf den Zusammenbruch folgenden Sezessionsbestrebungen folgten der latenten inneren „Logik“ des nationalitätenrechtlichen Territorialprinzips: Solange Minderheitenrechte an Territorialautonomie gebunden waren, musste jede vitale Minorität nach eigenem Territorium streben. Dass dies für die neu geschaffenen Staatsgebilde häufig eine „Autonomie-Falle“ darstellt, verspricht weiteres Konfliktpotential für die Zukunft: Nahezu jede Nationalität, die sich für autonom erklärte, nahm ihrerseits eine relevante Minderheit mit in die Unabhängigkeit. Selbst die Bildung von Enklaven für solche Minderheiten erzeugte keine homogenen Gebilde, sondern jene hatten wiederum eine Minderheit in der Minderheit. Die Nationalitätenkarte Russlands, Kasachstans und anderer Nachfolgestaaten der UdSSR liest sich bis heute wie die „Puppe in der Puppe...“.

Wenn es nicht gelingt, den Zugang zu gesellschaftlichem Ansehen und Wohlstand an generalisierbares Kapital statt ethnisches Kapital zu knüpfen und zumindest einen partiellen Ausgleich für die Nutzung ethnischen Kapitals – etwa in Form regionaler Zweisprachigkeit – zu schaffen, wird der Wettlauf um die zentrale Definitionsmacht in neue Runden gehen.

Die Endstufe dieses Kampfes um die zentrale Definitionsmacht hat einen „modernen“ Namen: Er lautet ethnische Säuberung.

Literatur:

- Anderson, Benedict (1988): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Barbour, Stephen (2000): „Nationalism, Language, Europe“. In: Barbour, Stephen, Carmichael, Cathie (eds.): *Language and Nationalism in Europe*. Oxford: Oxford University Press: 1-17

- Bourdieu, Pierre (1983): „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“. In: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*. (= Soziale Welt. Sonderband 2). Göttingen: 185ff.
- Coleman, James (1991): *Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1 – Handlungen und Handlungssysteme*. München: Oldenbourg.
- de Vincenz, Andrzej (1997): „Völker, Nationen und Nationalsprachen: Frankreich, Deutschland und Polen im Zentrum Europas“. In: Hentschel, Gerd (Hrsg.): *Über Muttersprachen und Vaterländer. Zur Entwicklung von Standardsprachen und Nationen in Europa*. Frankfurt/Main usw.: Lang: 5-15.
- Deprez, Kas, Persoons, Yves (1987): „Attitude“. In: Ammon, Ulrich, Dittmar, Norbert, Mattheier, Klaus J. (Hrsgg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. (Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society.)* Halbbd. 1. Berlin: de Gruyter.
- Esser, Hartmut (1990): „‘Habits’, ‘Frames’ und ‘Rational Choice’“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 19/4; S.231-247.
- Esser, Hartmut (1996a): „Die Definition der Situation“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48: 1-34.
- Esser, Hartmut (1996b): „Ethnische Konflikte als Auseinandersetzung um den Wert von kulturellem Kapital“. In: *Heitmeyer, Wilhelm, Dollase, Rainer* (Hrsgg.): *Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt*. Frankfurt/Main: Suhrkamp: 64-99.
- Esser, Hartmut (1997): „Die Entstehung ethnischer Konflikte“. In: Hradil, Stefan (Hrsg.): *Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften*. Frankfurt am Main: 876-894.
- Esser, Hartmut (1999): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 1: Situationslogik und Handeln*. Frankfurt am Main.
- Giles, Howard, Bourhis, Richard Y., Taylor, Donald M. (1977): "Towards a Theory of Language in Ethnic Group Relations". In: Giles, Howard (ed.): *Language, Ethnicity and Intergroup Relations*. London: Academic Press: 307-348.
- Haarmann, Harald (1988): „Sprachen- und Sprachpolitik“. In: Ammon, Ulrich, Dittmar, Norbert, Mattheier, Klaus J. (Hrsgg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. (Sociolinguistics. An international handbook of the science of language and society.)* Halbbd. 2. Berlin: de Gruyter: 1660-1678.
- Harwood, Jake, Giles, Howard, Bourhis, Richard Y. (1994): „The genesis of vitality theory: historical patterns and discursal dimensions“. In: *International Journal of the Sociology of Language* 108: 167-206.
- Huntington, Samuel P. (1996): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Politik im 21. Jahrhundert*. München: Europa-Verlag.
- Jakobson, Roman (1959): „On linguistic aspects of translation“. In: Brower, Reuben A. (ed.): *On translation*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press: 323-239 (Reprint New York 1966: Galaxy Books.)
- Le Page, Robert B., Tabouret-Keller, Andrée (1985): *Acts of Identity. Creole-based approaches to language and ethnicity*. Cambridge usw.
- Niedzielski, Nancy, Giles, Howard (1996): „Linguistic accommodation“. In: Goebel, Hans, Nelde, Peter H., Starý, Zdenek, Wölck, Wolfgang (eds.) (1996/97): *Kontaktlinguistik/Contact linguistics/Linguistique de contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An international handbook of*

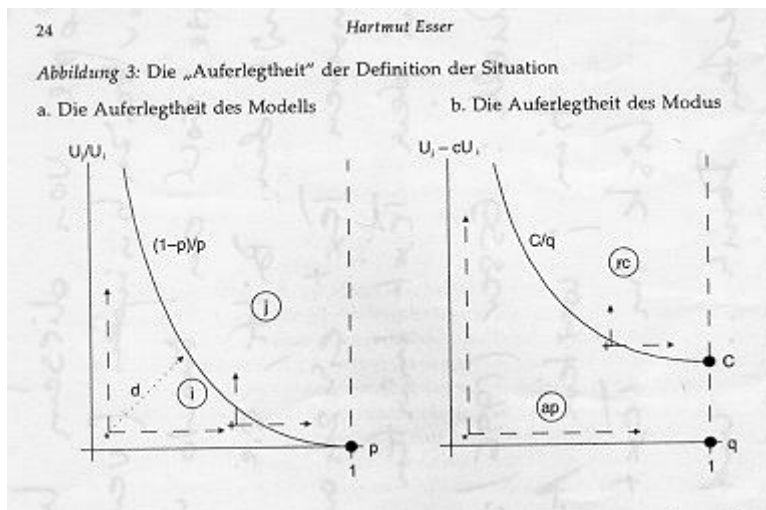
contemporary research. Manuel international des recherches contemporaines. 1. Halbbd. Berlin, New York: de Gruyter: 332-342.

Rabebl, Thomas, Schreiber, Wolfgang (Hrsgg.) (2001): *Das Kriegsgeschehen 2000. Daten und Tendenzen der Kriege und bewaffneten Konflikte*. Opladen: Leske und Budrich.

Ryan, Ellen B. (1979): „Why Do Low-Prestige Language Varieties Persist?“ In: Giles, Howard, StClair, R. (eds.): *Language and Social Psychology*. (= *Language in Society*. 1). Oxford usw.: Blackwell: 145-157.

Tajfel, Henri (1982): *Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Mit einem Vorwort von Wolfgang Stroebe*. Bern, Stuttgart, Wien: Huber.

Abb. 1: Die „Auferlegung von Modell und Modus“ (Esser 1996a: 24)



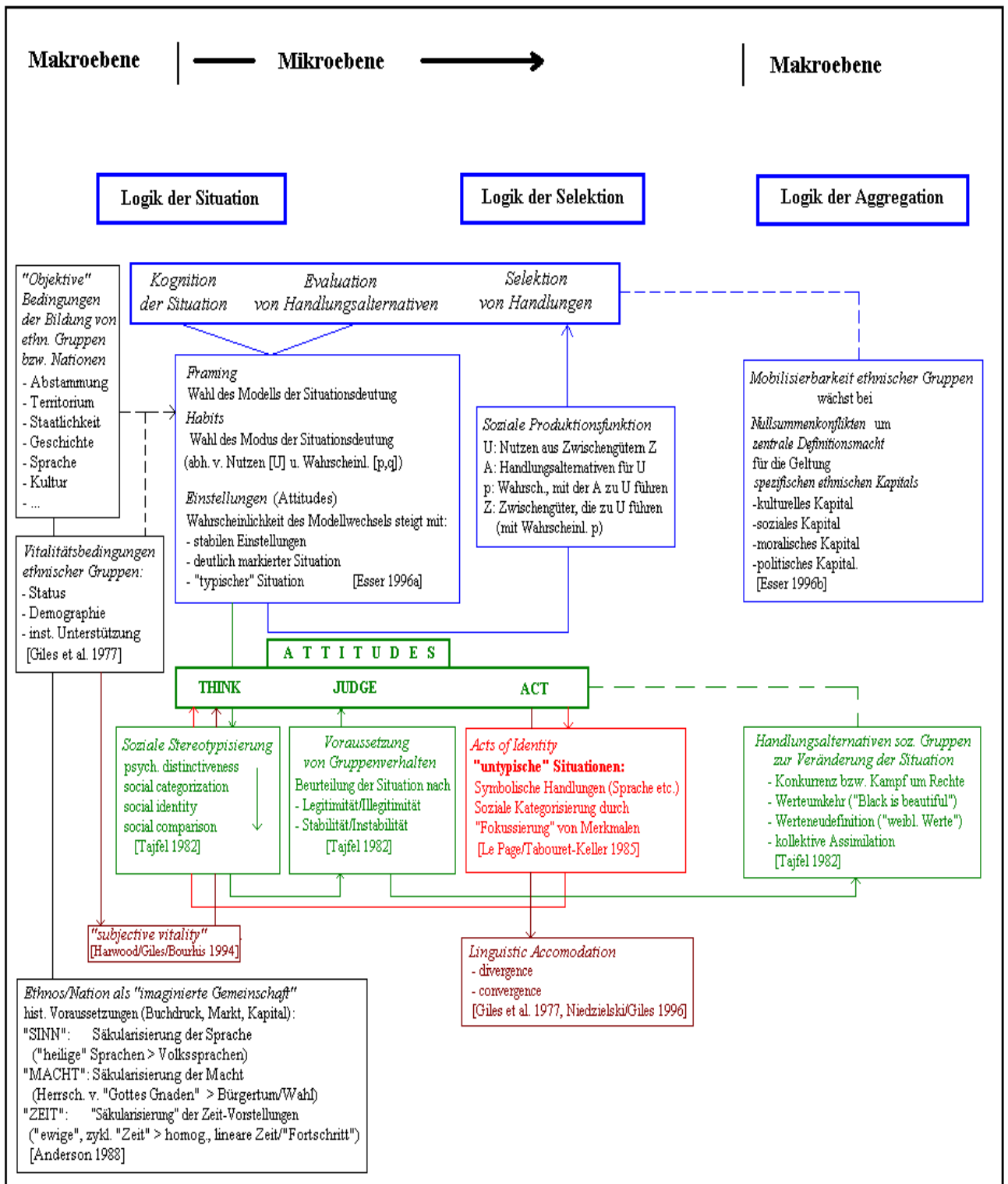


Abb. 2: Rahmenbedingungen ethnischen „Framings“

rc+ Modell (nach Esser 1996a, 1996b) und sprachsoziologische Modelle (nach Giles/Bourhis/Taylor 1977, Harwood/Giles/Bourhis 1994, Niedzielski/Giles 1996, Tajfel 1982, Le Page/Tabouret-Keller 1985)